

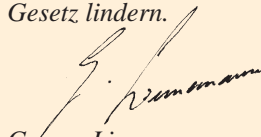


Die Nähe des Todes stärkt das Gefühl dafür, was zählt

Dr. Claudia Levin arbeitet seit zwölf Jahren als Ärztin im Johannes-Hospiz

Der zwölfte Jahrestag des Bestehens des Johannes-Hospizes darf Anlass sein, über den Stand der Dinge in der Palliativlandschaft nachzudenken. Denn bei aller Dankbarkeit für das Erreichte – eine deutliche Zunahme an stationären Hospizen, Palliativstationen und SAPV-Teams in Bayern – bleibt doch auch die Erkenntnis, dass in den Bereichen der traditionellen Pflege und Versorgung in Pflege- und Altenheimen noch notwendige Reformen ausstehen. Das Bemühen, palliative Fachlichkeit in diesen Einrichtungen zu etablieren, stößt an Grenzen.

Ein noch so gutes Hospiz- und Palliativgesetz kann nicht wirksam werden, wenn es an Pflegefachkräften mangelt, die willens und in der Lage sind oder befähigt werden, tiefe Bedürfnisse und Nöte der Patienten zu erfassen und angemessen zu handeln. Manche Verlegung in die Palliativstation und ins Hospiz wäre nicht unbedingt nötig, wenn die eigentlich selbstverständliche Kultur palliativen Handelns auf Basis der entsprechenden Haltung auch in anderen Pflegebereichen gelebt werden könnte. Diese Not kann leider kein Gesetz lindern.



Gregor Linnemann
Leiter des Johannes-Hospizes

Der Blick fällt beim Eintritt ins Hospiz geradeaus auf zwei brennende Teelichter. Manchmal sind es auch drei. Zwei oder drei Menschen sind in den zurückliegenden Stunden gestorben. Manchmal brennt auch tagelang kein Licht. Ankommen und Sterben dieser sehr hilfsbedürftigen, leidenden Menschen sind für die Mitarbeiter besonders anstrengend. Wenn, wie jetzt im August 2016, fast pausenlos gestorben wird, merkt man es ihnen an.

Seit zwölf Jahren ist es meine Aufgabe als eine von fünf Ärzten im Johannes-Hospiz dafür zu sorgen, dass unsere Patienten möglichst wenig körperliche Leiden und krankhafte Geisteszustände zu erdulden haben. Das Seelenheil unserer zwölf Patienten liegt eher in den Händen von Pater Johannes, dem

Seelsorger, der täglich vorbeischaud, ihr Wohlbefinden in den Händen der pflegenden Mitarbeiter, der Hospizhelfer, unserer Harfenistin, der Atemtherapeutin und der Physiotherapeuten.

Oft werde ich von Kollegen, von Freunden oder von Studenten gefragt, wie man diese Arbeit so lange machen kann. Sogar jetzt noch, nachdem ich meine Praxis aus Altersgründen verkauft habe. Ob man das viele Leid nicht mit nach Hause nimmt, ob man das nicht nur erträgt, weil man abstumpft.

Patienten hinterlassen Spuren

Ich glaube, jeder der gut eintausend Menschen, die ich in München in ihren letzten Tagen oder Wochen behandelt



Eingangsbereich des Johannes-Hospizes mit Abschiedsbuch und Teelicht

habe, hat eine größere oder kleinere Spur bei mir hinterlassen. Manchmal beklemmende Erinnerungen und Gefühle, wenn ein Leben schlecht zu Ende ging. Verbittert, misstrauisch, einsam, verwirrt. Solchen Menschen, die immer das Schlimmste erwarten, ist oft auch bei ihren körperlichen Beschwerden schlecht zu helfen. Meistens geht es dann den Mitarbeitern aus der Pflege ähnlich. Patienten leiden sichtbar, lehnen aber alle angebotenen Hilfen, seien sie medikamentös oder rein pflegerisch ab.

Der Austausch von Beobachtungen und Gedanken zur Situation solch „schwie-



Dr. Claudia Levin

riger“ Patienten ist für uns Profis dann hilfreich. Weil die Pflege im wahrsten Sinne des Wortes „hautnah“ an den Patienten ist, erhalte ich von ihr oft entscheidende Hinweise. Im schlimmsten Fall kann ich jedoch als Ärztin mit der palliativen Sedierung einen Ausweg anbieten und die Patienten in einen entspannten Dämmer Schlaf versetzen. Die meisten unserer Patienten können aber zum Glück ruhig und oft auch dankbar sterben.

Manche der Palliativfachkräfte, die hier arbeiten, sind auch schon seit der Eröffnung des Hospizes vor zwölf Jahren dabei. Gegenseitiger Respekt, absolutes Vertrauen, dass jeder seine Sache, so gut es eben geht, macht, prägen die Team-Atmosphäre. Anders als in der Praxis, in der man eindeutig der Boss ist, erlebt

man im Hospiz Arbeit auf Augenhöhe, was sehr entlastend ist und zu einem freieren Umgang miteinander führt.

Herzergreifende Erlebnisse

Bei all dem zum Teil schlimmen Leiden, das wir hier täglich sehen, teilen wir eine große Menge herzergreifender, lustiger und beeindruckender Erlebnisse. Unvergessen der Besuch der Allianz-Arena eines Mannes mit fortgeschrittenem Kehlkopfkrebs, der längere Zeit am Rande des Erstickens war und regelmäßig abgesaugt werden musste, was dann wieder Blutungen provozierte. Dank eines Platzes mit Elektroanschlüssen für Sauerstoff und Absauger, den die Arenabetreiber zur Verfügung stellten, konnte er ein Spiel „seiner“ Mannschaft, der Löwen, erleben. Frater Karl Wiench sorgte mit der Münchner Straßenambulanz für den Transport.

Oder der Künstler, der während ihn ein Pankreaskarzinom (Bauchspeicheldrüsenkrebs) in rasanter Geschwindigkeit auszehrte, bis in seine letzte Lebensminute in seinem Zimmer von Ehefrau und Sohn ausgewählte Gemälde für eine Ausstellung im Hospiz rahmen ließ und seinen letzten Atemzug tat, als das letzte Bild aufgehängt war.

Ich erinnere mich an viele Versöhnungen, an Angehörige und Freunde, die hier über sich selbst hinaus wuchsen, an das Pferd, das noch einmal zu seiner Besitzerin geführt wurde und das, so ruhig es bei Antransport und Wiedersehen mit seiner Besitzerin war, nur noch vom herbeigerufenen Tierarzt mit Betäubungsspritzen auf den Pferdehänger bugsiert werden konnte. Es wollte dableiben. An die vielen schönen Dinge, die die Ehrenamtler ins Haus bringen: jede Woche frische Blumen, legendäre Palatschinken, tausende Maoam-Bonbons von Ingrid, allerbeste gute Laune auch nachts von Benny, unendliche Geduld und – wo es hinpasst – anspruchsvolle Gespräche von Winny und vieles mehr.

Mehr Ehrlichkeit und weniger Narzissmus

Die Nähe des Todes sorgt nach meinem Empfinden für mehr Ehrlichkeit und weniger Narzissmus, für ein stärkeres

Gefühl dafür, was zählt. Lässt einen Schönes stärker wahrnehmen.

Zum Schluss noch ein Wort an die jungen Kollegen, die engagiert in der ambulanten Versorgung arbeiten und gern noch etwas anderes tun würden: Palliativmedizin lässt sich wie alles lernen. Es ist eine gute Arbeit, weil es hier für die Betroffenen wirklich einen Unterschied macht, ob wir ihnen helfen oder nicht. Weil diese Arbeit all die oben genannten Aspekte in das eigene Leben bringt und weil man dabei völlig aus dem Hamsterrad-Gefühl aussteigt, das man in der Medizin so oft hat.

Allerdings sollte man mit An- und Abfahrt zwei bis drei Stunden jeden zweiten oder dritten Tag einbringen wollen und bereit sein, an sieben Tagen der Woche 24 Stunden für die Hospizpatienten ansprechbar zu sein. Praktisch heißt das in der Regel ein Anruf jeden zweiten Tag. Die Bezahlung ist besser geworden, aber der Lohn war schon immer gut.

Dr. Claudia Levin

Impressum

Johannes-Hospiz
Informationsblatt
des Vereins zur Förderung
des Johannes-Hospizes
in München e.V. (Herausgeber)
- erscheint vierteljährlich, Bezug
im Mitgliedsbeitrag enthalten -

Anschrift des Vereins:
Südliches Schloßbrondell 5
80638 München
Telefon 089/17 93-100
E-Mail:
hospizverein@barmherzige.de
HVB München (BLZ 700 202 70)
Kontonummer 3960091670
IBAN: DE60700202703960091670
BIC: HYVEDEMMXXX

Redaktion: Johann Singhartinger

Fotos: Christine Beenken (4),
Robert Kiderle (3 rechts), Thomas
Krafft (3 links), Claudia Rehm (1),
Johannes Seyerlein (2).

Druck: Marquardt, Prinzenweg 11a
93047 Regensburg

„Schön, dass du da bist!“



Thomas Krafft (35), Philosoph, arbeitet seit 2010 ehrenamtlich im Hospiz.

Um ihn entsteht freundliches Einvernehmen. Thomas tut gut. Nicht nur unseren Patienten. Auch mir, die ich diese Zeilen schreibe. Wenn er sein freundliches Gesicht bei mir hereinsteckt und vielleicht auf einen kurzen, oft literarischen Plausch verweilt, weiß ich nicht nur: es ist Donnerstag, sondern fühle mich auf geheimnisvolle Weise getrost, heiter und erfrischt. Er verkörpert für mich das absichtslose

Dasein. Was sagt er selbst zum Hospiz, zu seiner eigenen Entwicklung, über die Liebe und zu seinen Dienst?

„Ich freue mich immer, hierher zu kommen. Mit der Zeit verändert sich das hier, ich verändere mich ja auch. Ich fühle mich wohl, es ist ein Stück weit ein Zuhause geworden. Ich mag die Menschen hier. Mir ist bewusst, wie viel mir hier gegeben wird. Die Veränderung spüre ich auch an der Dankbarkeit. Hier hat sich die Zufriedenheit mit dem, was ist, eingeübt und verstetigt. Wenn ich mich besser fühle, lerne, das Gute und Schöne wahrzunehmen, so hat das seine Wirkung. Ich habe diesen Ort von Anfang an als geistdurchwirkten Ort wahrgenommen, ohne es in Worte fassen zu können. Die Veränderung, die ich an mir wahrnehme, ist unbedingt gut.“

Mir ist wichtig zu betonen, dass Liebe sich ausbreiten möchte. Das ist Thomas von Aquin, die Liebe, die sich ausgießt. Das Tun für Andere ist nicht selbstlose Tat, sondern das Gute, das man sich auch selbst antut. Es gibt hier Momente, wo ich anbieten möchte, etwas zu tun. Es gibt immer etwas zu tun. Aber ich brauche nichts zu tun. Mit Herrn M. saß ich ganz ruhig in der Küche. Schweigend. Das war schön. Die meisten Patienten sind nach meiner Erfahrung nicht auf ein Gespräch aus. Da sitzen wir beim Essen still wie zwei Männer auf der Parkbank. Was nicht ausschließt, dass es phantastische Begegnungen mit tiefem Austausch gibt. Hier darf ich gelegentlich den Satz hören: Schön, dass du da bist, Thomas.“

Heike Forster,
Einsatzleitung Ehrenamt, Psychosozialer Dienst
der Caritas im Johannes-Hospiz

Der Glanz der himmlischen Ewigkeit

Am 20. November endet das von Papst Franziskus ausgerufen Heilige Jahr der Barmherzigkeit. Frater Thomas Väth schildert seinen ganz persönlichen Zugang zu dem Werk der Barmherzigkeit „Tote begraben“.

Im Jahr der Barmherzigkeit hat sich jeder Barmherzige Bruder im Münchner Konvent eines der sieben leiblichen Werke der Barmherzigkeit ausgesucht, das er besonders pflegen möchte. Da ich seit Ende 2015 die kirchliche Beauftragung zum Beerdigen habe, fiel mir die Auswahl leicht: Tote begraben. Insbesondere, weil ich einen ganz besonderen Glanz in diesem Werk der Barmherzigkeit aufscheinen sehe.

Hier glänzt schon die himmlische Ewigkeit in unsere vergängliche Welt hinein. Es ist das einzige Werk, das sich nicht um Lebende bemüht. Obwohl, ganz richtig ist das nicht. Denn die Angehörigen sind sehr wichtig. Ich führe gerne Trauergespräche. Zu Beginn stockt das Gespräch oft, aber wenn der Knoten geplatzt ist, erfahre ich durch die Angehörigen das über den Verstorbenen, was ihnen wichtig ist. Manchmal braucht es mehrere Anläufe, bis eine Anekdote erzählt ist, weil Tränen fließen und die Trauer die Stimme verstummen lässt. Die Tränen stehen in den Augen und gleichzeitig huscht ein Lächeln über das Gesicht der Ehefrau, des Sohnes, der Enkelin.

Manche Angehörigen halten sich auch gerne an Daten fest und ich erfahre neben Geburtstag, Hochzeitstag und Umzugsterminen auch, wann die Verstorbene eingeschult wurde oder wann sie zur Erstkommunion ging. Ich finde dies faszinierend. Jahreszahlen sagen eben auch etwas über Verstorbene, etwa wenn eine Frau in der Wirtschaftskrise geboren wurde, im Krieg geheiratet hat und, weil der Mann nicht zurückkam, in der Nachkriegszeit noch einmal. Ich merke, wie gut es



Im Mai wurde Frater Thomas Väth (rechts) im Münchner Liebfrauentempel von Kardinal Reinhard Marx zum Diakon geweiht.

meinen Gesprächspartnern tut, einfach zu erzählen, vom Verstorbenen und von gemeinsamen Erlebnissen, und ich höre zu. Vieles ist zu privat, als dass ich es in der Predigt bei der Trauerfeier erwähnen könnte, aber mir erschließt sich ein Bild des Verstorbenen – teilweise so, als ob ich ihn gekannt hätte. Manchmal bedauere ich es auch, ihm nie begegnet zu sein, weil mir so viel Interessantes erzählt wird. Die Erzählungen helfen mir,

eine passende Lesung aus der Bibel auszuwählen und die hoffentlich richtigen Worte für die Predigt zu finden.

Und dann sind solche Gespräche auch von Grund auf ehrlich. „Ich hab’s ja nicht so mit der Kirche, aber meine Mutter ging regelmäßig, und sie hat sich eine christliche Bestattung gewünscht“, höre ich öfter. Es ist ein letztes Geschenk an den Verstorbenen, ihm diesen Willen

zu erfüllen, und ich darf mitwirken. Ich darf bei der Beerdigung einem mir nur aus Erzählungen Bekannten die letzte Ehre erweisen. Ich darf sein Grab segnen, seinen Leib der Erde übergeben und im Glauben an seine Auferstehung voll Hoffnung für ihn beten. So lässt sich der Glanz der Ewigkeit erahnen, der zu uns herüberscheint.

Frater Thomas Väth

Auf den leisen Atem hören

Der Ambulante Hospizdienst der Caritas feiert sein 25-jähriges Bestehen mit einem Aufruf zur Achtsamkeit

Wer dieser Tage die Palliativstation St. Johannes von Gott besucht, kann dort 20 Kunstwerke bewundern: von Fotografien über abstrakte Gemälde bis hin zu Skulpturen aus Holz und Bronze. An der Ausstellung beteiligt haben sich neben Profi-Künstlerinnen und -Künstlern auch Mitarbeiter und Patienten. Anlass ist ein Jubiläum: Wie die Palliativstation, so besteht auch der hier angesiedelte Ambulante Hospizdienst der Caritas seit 25 Jahren. Und die Kunstwerke verbindet ein roter Faden, wie Schwester Therese Jäger, die Leiterin des Ambulanten Hospizdienstes, bei der Vernissage am 29. September erklärte, nämlich das Thema „Auf den leisen Atem hören“.

Und ihre Kollegin Viktoria Reiter ergänzte, gerade in der Begleitung schwerkranker und sterbender Menschen gehe das Denken „in der Wahrnehmung des Atems völlig auf und lässt keine Gedanken zu, die nichts mit der aktuellen Situation, dem momentanen Augenblick zu tun haben“. Ihrem eigenen Atem nachspüren und die Kunst auf sich wirken lassen konnten die Besucherinnen und Besucher der Ausstellungseröffnung auch während der Musikstücke, die Dr. Peter-Paul Gläser am Klavier vortrug.

Schließlich schlägt der Atem die Brücke zur Spiritualität. Dies machte der Vortrag von Pfarrer Josef Mayer deutlich. Der geistliche Direktor der Katholischen Landvolkshochschule Petersberg setzte sich mit dem Thema „Auf den leisen Atem hören – Gehen in der Schule der

Achtsamkeit“ nicht nur theoretisch auseinander, sondern lud die Zuhörer auch zu einer Atemübung ein. Und er zitierte den Jesuiten Sebastian Painadath: „Gottes Atem atmet in mir.“ Mit Teresa von Avila zeigte Pfarrer Mayer Wege zur Achtsamkeit auf. Das „entscheidende Kriterium für einen achtsamen Weg“ ist im Verständnis der Heiligen die Demut. Dabei versteht sie Demut nicht als etwas Unterwürfiges. Mit Jesus rede sie „wie mit einem Freund“. Und aus so einer Haltung heraus, sagte der Referent, erwache in der palliativen Begleitung die Fähigkeit, „den leisen Atem zu hören“. Es gehe dabei nicht darum, dem Patienten einseitig etwas zu geben, ihm Liebe zu erweisen, sondern um Gegenseitigkeit: Jeder gibt und jeder empfängt.

Johann Singhartinger



„Paar“ – Skulptur aus Eschenholz von Wolfgang Drabe



Referent Pfarrer Josef Mayer



Dr. Dominik Rahammer, Frater Karl Wiench, Schwester Therese Jäger und Viktoria Reiter (von links) bei der Ausstellungseröffnung